

# Die neue Rundschau

*XXIII<sup>ter</sup> Jahrgang der freien Bühne*

1912

*Band 2*



---

*Berlin / G. Fischer / Verlag*

kleiner David, der die Schleuder spannt, mit dem Lachen in den Augenwinkeln. Primavera hat eine Schleppe und wandelt durch Laubengänge; und Frühling? ja, da gehen die Leute schon vor den Toren spazieren und die Kinder pflücken Himmelschlüssel" . . .

Naturfromm, singend und klingend, schwebt hier eine Seele durch die Landschaft; die Landschaft ist Toskana, und die Seele ist der Liebe voll.

So wird uns Irene zu einer Schwester des heiligen Franziskus. . .

## Von der neuen französischen Lyrik\*

von Franz Clement

Wenn man nur etwas Verblüffendes sagen wollte, dürfte man behaupten, in Frankreich habe es bis auf wenige Ausnahmen vor dreißig Jahren überhaupt keine Lyrik gegeben. Es sind deren gerade heute so viele, die glauben, ein feiner Kopf dürfe nur radikale Synthesen aufstellen. Wem es aber um die Dinge zu tun ist, der sucht gerade nach anderem, der hält es überhaupt für unmöglich, daß Frankreichs Dichtung je einmal ganz unlyrisch gewesen sei, der geht mit Entschiedenheit bis ins siebzehnte Jahrhundert hinauf den vereinzelt Lyrismen nach. Dann sieht er den Lauf eines ganz hellen, sprudelnden, stets kreisenden Stromes, an dessen Quelle der Flußgott Willon sitzt. Der lyrische Strom floß selten an der Oberfläche; er lief unter dem Boden hin, aber seine Wasser haben gerade deshalb so nährend gewirkt. Die regelmäßigen, fein gezirkelten Gärten der französischen Dramatik, die in vornehmer Langeweile daliegenden Hecken französischer Barock, die saftig sprießenden vereinzelt Büsche, die die früh reif gewordene gallische Romanistik in die präziös zugeschnittene Dichtungslandschaft hineinsetzte, sogen mit ihren feinsten Würzelchen die unterirdische Nahrung aus dem nie versiegenden lyrischen Flusse. Da geschah zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts etwas Unerwartetes; zwei Quellsucher, der Bürger Jean Jacques Rousseau und der Edle Chateaubriand gruben dem Fluß ein neues oberirdisches Bett. Der schäumte zunächst ganz rasend auf, warf Blasen, kreiste und kreiste, wuchs an, erhielt Zuflüsse und läuft jetzt durch die satte Landschaft französischer Kultur, trägt Schiffe, spiegelt Bäume, Städte und manche schöne Frau.

Überblickt man die französische Romantik, die erste Epoche der französischen

---

\* Otto und Erna Grautoff: Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl. Jena, Eugen Diederichs 1911.

Lyrik, so weiß man nicht recht, wie hoch man ihren eigentlichen Lyrismus einschätzen soll. War Viktor Hugo nicht vor allem eine mit der Faust schreibende, machtvolle epische Individualität? Und darf man den pessimistischen Stoiker, den reinen Ideemenschen Alfred de Vigny eigentlich mitrechnen? Dann bleibt nur mehr der allzu schwächliche, aber ganz leidenschaftliche Alfred de Musset, und dem Elegiker Lamartine muß man dann noch ganz anderes gerecht werden, als man es bis dahin versucht hat. Wie scheint uns heute die Orgie des Lyrismus, als die die Zünftigen wie Brunetier und Faguet die französische Romantik hinstellen wollten, so unlyrisch, so fern von unmittelbarem Drauflosdichten. Sie ist vielleicht nur eine Renaissance des Verses und hatte als Endergebnis in der parnassischen Schule die eigensüchtige Kultur des Verses.

Ganz sicher ist Baudelaire der allererste, der stolz auf sein Nulhyrikertum alles durchbrach, was die Konvention gegen die eigenmächtige lyrische Selbstbehauptung aufrichtete. Sein Schaffen und seine Persönlichkeit sind eher Symbol, eher Wegeweiser als Erfüllung; er war ganz originell, aber nicht groß genug. Daher sein Einfluß: von ihm, dem vielfältig Beschränkten konnte man lernen, mehr als von einem Vollendeten. Und man lernte vor allem den Trotz gegen das alte vermessene Vorurteil, daß die allem Lyrischen zugrunde liegende restlose Aufrichtigkeit etwas Unreinliches und Verderbliches sei. Die Bahn war frei für Rimbaud, Verlaine und Jules Laforgue. Der ganz kindliche, der Natur am nächsten stehende Verlaine mußte ein Meister werden, weil er so verzweifelt tief empfand und durchaus inneres und äußeres Singen war. Die Periode der reinen Lyrik hub an; wie töricht war es, sie die Periode des Symbolismus zu nennen und man sieht ungerne, wie gründliche Deutsche sich mit diesem Kampfbegriff noch redlich abquälen, nachdem die klugen Franzosen von heute auf eine kritische Ergründung des gleichzeitig viel- und nichtsagenden Wortes verzichtet haben.

Wenn man für den Symbolismus als Schule etwas Bestimmtes retten will, so mag es die Durchbrechung des klassischen, des parnassischen Verses sein, vielleicht auch noch die freie Geltung des Vers libre. Aber das ist alles, wenn nicht schon viel zu viel: das Hauptding waren die sicher auftretenden, durch nichts zu beirrenden zahlreichen lyrischen Individualitäten. Es gab bald nichts Gemeinsames mehr als den Kampf gegen die parnassische Blutleere; der war bald ausgefochten und gewonnen und überall zeigte sich das Trennende. Verlaine starb und verdarb, Rimbaud wurde Kaufmann. Laforgue siechte dahin. Jean Moreas, der Grieche, der einstige Fanatiker des ganz freien Verses, kam zum Volkslied und endlich zur klassisch gerundeten, tadellos gearbeiteten Stanze. Charles Guerin (den Grautoff nicht vergessen sollte, trotzdem er tot ist,) wurde ein reiner, jungfräulicher Dichter des erotischen Lieds und Samain, von dem ich hier schon sprach, ein ganz

schwächtiger, aber prachtvoll farbiger Naturlyriker. Das war die erste Reihe, wenn man überhaupt von Reihen sprechen kann. Wir wären damit in der Gegenwart, zunächst bei denen, die Grautoff zusammenfassend die Meister der Jugend nennt: Emile Verhaeren, Henri de Regnier, Vielé Griffin, Francis Jammes und Paul Fort. Wenn man von Verhaeren und Paul Fort einigermaßen absteht, so sind diese fünf überhaupt insofern keine Meister, als sie keine Schüler, keine ergebenen, unter ihrem Schutz, Schirm und Einfluß dichtenden Jünger haben. Nur Verhaeren und Paul Fort haben für die Inspirationsquellen, die synthetische Art und einige Ausdrucksnoten der Unanimistenschule behutsam anzudeutende Wirkung gehabt. Es täte mir aus Liebe zur reichblühenden französischen Gegenwartslyrik leid, wenn es anders wäre; ich habe sie so gern, ich sehe in ihr etwas so Köstliches und für Frankreichs kulturelle Genialität so Bezeichnendes, weil man nur mit zarter Hand, mit vorsichtigster Skeptik in ihr Gruppierungen umreißen kann, weil auf einmal so viel eigentümliches, naturnotwendiges Singen und Sagen in unnachahmlicher Weise aufsprößt.

Wir haben vor allen zuerst Verhaeren verstehen, lieben und genießen gelernt. Das kommt daher, daß er Blame ist, einer mit spanischem Einschlag, ein Unentwegter, ein gewaltiger Synthetiker. Vor kurzem erst sagte mir dieser Meister, er finde es so vielverheißend, daß die neue Lyrik in allen Ländern sich vorzugsweise zyklisch äußere. Dieser bewußte Wille zur Allumfassung ist das Geheimnis seiner faszinierenden Wirkung. Er verschmäht die lyrischen Kleinigkeiten, er hat die Shakespearische Lust und Kraft, aus der Hölle heraus durch die Erde hindurch in die Himmel hineinzuwachsen; er ist der ganz große Gegenwartsdichter, weil er sich selbst und sein Fühlen nur insofern für interessant und offenbarungswürdig hält, als sie ein brausendes Echo für die ganze laute und leise Welt bilden. Merkt man jetzt, wie nahe er bei Viktor Hugo steht?

Man darf sich über die Stellung Verhaerens in Frankreich keine Illusionen machen. Die Kulturfranzosen reinsten Wassers nehmen ihn noch immer nicht für voll. Es ist zuviel Belgiertum in ihm, daneben stoßen manchmal betrübende Sprachunreinheiten auf; er ist ein Muster und ein Meister der Traditionslosigkeit. Sein Widerpart ist Henri de Regnier, ein leiser, unaufdringlicher, vom Griechentum angegriffener Lyriker, der einen ganz klangvollen, metallisch blanken Vers schreibt und ohne wirkliche Inspirationsfülle etwas wie ein großer Dichter der reinen Innenkämpfe geworden ist. Und wie voll von südfranzösischer Tradition ist Francis Jammes, der mit einem gewaltigen Aufwand von Raffinement wunderliche und entzückende Naivitäten des Lebens und der Kunst hinzusetzen vermochte. Er hat die impressionistische Technik in der neufranzösischen Lyrik begründet und gleich so ausgebildet, daß er auf all denen, welche in ihm Inspiration suchen, wie eine



Bürde lastet. Mit Worten, die wie gesprochen aussehen, hat er an das Geheimnisvollste gerührt und eine heidnische Frömmigkeit verbreitet, welche Leute des Nordens nie verstehen können. Für die Deutschen wird Francis Jammes auf ewig unerreichbar sein.

Nicht so Francis Vielé-Griffin und Paul Fort. Am wenigsten der letztere; es ist zum Weinen, wenn man sieht, wie viele schale Dinge nur aus Frankreich zu kommen brauchen, um auf dem deutschen Literaturmarkt Anklang zu finden und dieser umfassende, für deutsches Genießen so durchaus geschaffene, vollständige Dichter, der mit ebenso starkem Willen und größerer Kühnheit auf die Ganzheit des spezifisch modernen Lebens ausgeht und sie bezwingt, in Deutschland noch so gut wie unbekannt ist. Er tut sein Werk in einer neuen Form, die er wie Prosa schreibt; in dieser Prosa liegen aber einige der stolzesten Verse, die in der französischen Wortkunst sind. Dieser Berausende, Fruchtbare hat etwas von einer stürmenden Naturkraft an sich. Als ein fünfter Meister gilt der stärker bestrittene, mehr in die Seelen als in die eigentliche Produktion hineinwirkende Francis Vielé-Griffin. Er ist ein ganz Freier im Vers, aber das eigentümliche, diskrete Glänzen seiner etwas verwachsenen Dichtung ist so altklassisch im besten Sinne, daß man schließlich mit ihm weder aus noch ein weiß. Sind das nun alle Lehrer? Sind das alle fruchtbaren Älteren, an deren Namen die neuen Erlebens- und Formerrungenschaften hängen? Man ist versucht, nein zu sagen, denn unter den Jüngsten stoßen einem Meister auf, deren Schaffen eine größere gruppenbildende Kraft zu haben scheint, als das der Lyriker mit ergrauender Stirnlocke. Wie groß sind endlich die Einflüsse von literarischen Individualitäten, die im Grunde mit Lyrik nichts zu tun haben. Der Barresismus ist heute beinahe ganz überwunden; über André Gides Einfluß auf die junge Generation wird man hingegen einmal ein großes gründliches Buch schreiben können. Wer wüßte zu sagen, was an ihm so packend ist? Vielleicht tut das vor allem seine Unfähigkeit zu irgendwelchen Konzessionen an Philister, Snobs und Poseure; vielleicht ist seine spartanisch ästhetische Strenge, die nur ab und zu wohlthätig wirkte, vor allem andern daran schuld. Er hat Paul Claudel zur Anerkennung verholfen. Und nun wirkt dieser Mystiker, dem Charles Peguy bald manieristisch, bald unbescheiden genialisch nachstrebt, stärker als der Dichter des „Immoraliste“. Ich glaube, daß Claudel trotz seiner barbarischen Teilgröße der erste ist, der zum Heil der jungen Lyrik überwunden werden muß!

Die Jüngsten hielten es für nötig, eine Fahne auszuhängen: sie verlangten, von der Mitwelt „Unanimisten“ geheißen zu werden. Sie erfanden ein Programm und überließen es ihrem heimlichen König Jules Romains und einigen Theoretikern der Nouvelle Revue Française es so unpräzise wie nur möglich auseinanderzusetzen. Man sah von vornherein, daß es für

sie, allen eckig jungen Gebärden zum Troß, Nebensache war und vor ganz kurzer Zeit sagte François Mauriac, einer ihrer Vertrauten, daß sie nur in irgendeiner Weise Klarheit über die Richtung ihres Schaffens empfänden, das wäre ihr Gegensatz zum barresistischen Culte du moi, der eine letzte Steigerung und gleichzeitig eine Auflösung des symbolistischen Egotismus bedeutete. Sie wollen mit Leidenschaft das Heraufkommen eines neuen Weltgefühls, sie sind von der Bedeutung der Verhaerenschen Dichtungswerte durchdrungen, sie möchten ganz Unmittelbare sein, aber mehr unmittelbar im Ausdruck dessen, was von allen Seiten her auf sie zuschwingt, als dessen, was in ihrer vom All losgelösten Persönlichkeit sich regt. Aber die Form wollen sie nicht durchbrechen; sie wollen bändigen; ihr Ideal ist un paroxysme tempéré.

Was kümmern wir uns im Grunde um diese Wünsche und Theorienstorsos? Was interessiert es uns, ob sie in ihrem Arbeiten mehr den Walt Whitman als den Paul Fort vor sich sehen? Eines wissen wir, daß starke, vollgültige, eigenartige Former unter ihnen sind. Otto und Erna Grautoff hielten darauf, vollständig zu sein; ich möchte meine Vorliebschaften betonen, vor allen liebe ich Jules Romains, Charles Bildrac, Henri Franck, André Spire und Georges Duhamel; ich habe mehr übrig für Marie Dauguet, die Grautoff nicht nennt, als für die vielschreibende Lucie Delarue-Mardrus; ich könnte noch einige nennen, aber ich verweise auf Grautoffs Buch, vor dem ich einen großen Respekt habe, weil neben ihm alles andere, was seit Jahren an Zusammenfassendem über französische Lyrik erschien, durchaus verblaßt.

Jules Romains hat viel über seine eigene Lyrik gesprochen und geschrieben; er tat es ganz mit Unrecht; er soll die Besten unter den Genießern ruhig gewähren lassen, weil sie ohne Fehl zu ihm kommen müssen. Denn er ist der glückliche Dichter der seelischen Komplexe, die so lange unauffindbar schienen. Er hat recht viel vom Dehmel der „Zwei Menschen“, nur ist der Deutsche klarer als der Franzose, weil dieser sehr viel jünger ist. Er hat noch wenig Sinnlichkeit, weil er zu viel zu bewältigen hatte; seine dionysische Anteilnahme ließ ihn noch nicht zur genießerischen Beschaulichkeit kommen. Charles Bildrac steht nach dieser Seite weit über ihm; er hat viel Zeit verträumt, denn alle starken Sinnlichen sind Träumer; er hat formen gelernt und ist dazu bestimmt, den Abseitsstehenden als erster zu zeigen, was in der vielverheißenden Gruppe der Jüngsten an entzückenden Möglichkeiten vorhanden ist. Er ist eigenmächtiger, viel reiner schöpferisch als Georges Duhamel, der reflektierendste aller „Unanimisten“, der in den paar Monaten, seit er im „Mercure de France“ Pierre Quillardes Stellung als Lyrikkritiker einnimmt, bewiesen hat, daß er alle Überlegenheit dazu besitzt, um der theoretische Wortführer seiner Freunde zu werden. Henri Franck ist tot, er

war Katholik und ein sehr tiefer ernster Mensch, der in bezug auf reine Bildhaftigkeit ein gutes Duzend unvergeßlicher Strophen schrieb.

So blüht recht viel. Es blüht unbescheiden, denn der Frühling ist anmaßend aus Kraft. Man wird noch manches vergessen lernen, aber es ist heute schon wahr, daß wir uns aus der jungen französischen Lyrik zu wenig machen, weil wir von ihr nichts wissen. Man hat in Deutschland eben zu viel mit Rostand und Robert de Flers zu tun.

### Chronik: Alus Junius' Tagebuch

Raymond Poincaré gilt heute vielen Franzosen als einer ihrer besten Männer, als einer der wenigen, die durch Beschäftigung mit Politik nicht bemakelt, nicht um den ursprünglichen Adel ihres Geistes gebracht wurden. Als er daher, der schon vor achtzehn Jahren als Zweiunddreißigjähriger der jüngste Minister der Republik war, zur Bildung eines Kabinetts berufen wurde, atmete man auf. Wieder war ein Moment eingetreten, wo die Republik ihre geistigen Reserven heranziehen mußte, um die unabreißbare Kette innerer Schwierigkeiten zu überwinden. Männer wie Waldeck-Rousseau, Rouvier, Clemenceau, Briand hatten sich in den letzten zwei Jahrzehnten schützend vor die Republik gestellt, um die verbündeten Mächte von Feudalismus und Klerikalismus in Heer und Verwaltung niederzuringen und später die anarchischen Gelüste des gefährlichen Syndikalismus zu ersticken; sie haben tüchtige Arbeit getan, und um die Trennung von Kirche und Staat, bei deren Durchführung sich Briand die Sporen verdient hat, beneidet die Intelligenz von ganz Europa den ehemals allerchristlichsten Staat. Aber sonst ist die innere Lage verworren, der Parlamentarismus entwertet, die republikanische Staatsform ohne werbende Kraft, die Politikerzunft bei Gebildeten und vom arbeitenden Volk unsagbar verachtet. Man ist des ewigen Froschmäusekrieges der parlamentarischen Eliten müde; die Theaterei der Parlamentstribüne zeigt nicht eben abwechselnde Bilder; das Pathos der kleinen Ehrgeizigen, die mit ihren 'quinze mille das Palais Bourbon bevölkern, ist monoton geworden und bietet für den Mangel an großen Zielen keinen Ersatz. Das Land seufzt nach einer Neugeburt des Parlamentarismus, einer Modernisierung der Verwaltung und einer Vereinfachung des Parteiwesens, dessen Zersplitterung eher ein Produkt der Zuchtlosigkeit der Parlamentarier als das Zeichen stark individualisierter Gruppenwünsche ist. Das sind Forderungen weniger des Proletariats, das besondere Sorgen drücken, als der bürgerlichen Gesellschaft, die im Rahmen der republikanischen